

Der Mensch ist mehr als sein Gehirn

Die Hirnforschung hat die Psychologie beeinflusst. Psychische Vorgänge wie Liebe werden als bloße Naturvorgänge betrachtet, die – losgelöst aus ihrem kulturellen Zusammenhang – ohne Sinn und Bedeutung sind.

URSULA KASTLER

Es gibt keine andere wissenschaftliche Disziplin, die sich von den Neurowissenschaften derart faszinieren und beeinflussen ließ wie die Psychologie. Damit einher geht nun die Neigung, das Psychische auf Hirnvorgänge zu reduzieren. Doch die Neurowissenschaft werde überschätzt, sagt der Wiener Psychologe Gerhard Benetka, der zusammen mit seinem Kollegen Hans Werbik eine Streitschrift verfasst hat.

Im Gespräch mit den SN legt Gerhard Benetka die Positionen dar.

SN: Was kann man mittels Hirnforschung sehen, das für die Psychologie relevant sein könnte?

Gerhard Benetka: Grundsätzlich muss man zunächst sagen, was die Hirnforschung leistet: Sie beschäftigt sich damit, wie das Gehirn als Organ funktioniert, wie die Nervenzellen arbeiten. Dann kommen Psychologen und stellen Fragen, etwa: Was geschieht in welcher Hirnregion, wenn Menschen denken und fühlen? Man möchte also wissen, was sich in welcher Hirnregion abspielt, wenn etwa ein Banker die Entscheidung trifft zu investieren. Dahinter steckt die Annahme, dass dieser Entscheidung ein ganz spezifischer Hirnvorgang entspricht, den man sichtbar machen kann. Es stellt sich heraus: So einfach ist die Sache nicht. Aber selbst wenn sie so einfach wäre – für die Psychologie ist durch die Zuordnung eines psychischen Vorgangs zu einem Hirnprozess der Vorgang selbst ja eigentlich noch nicht erklärt.

Und doch hat die Neurowissenschaft für die Psychologie Grundlegendes geleistet: etwa die lange Debatte über die Frage beendet, ob Emotionen etwas Eigenwertiges, etwas grundlegend anderes als Kognitionen sind. Man konnte zeigen, dass Informationen, mit denen wir Gefühle verbinden, im Hirn anders verarbeitet werden als Informationen, die uns gleichgültig lassen. Dann die Aufklärung der Rolle, die Emotionen bei der Erinnerung an eigene Erlebnisse spielen.

SN: Die Hirnforschung hat bis jetzt – unterstützt von begeisterten Medien – einiges versprochen...

Was Hirnforscher vielleicht zu wenig sehen, ist, dass sie mit ihren oft kühnen öffentlichen Auftritten letztlich auch Möglichkeiten der totalen Kontrolle propagieren und



Mit naturwissenschaftlichen Methoden ist nicht alles zu messen.

BILD: SN/PSDESIGNI - FOTOLIA

versprechen. Wenn es möglich sein sollte, an Hirnbildern nicht nur abzulesen, dass ein Mensch denkt, sondern auch das, was er gerade denkt, dann stünde es schlecht um Selbstbestimmtheit und Freiheit des Einzelnen. Zum Trost: Wir Menschen sind sehr komplexe Wesen, wir lassen uns nicht so einfach berechnen und steuern. Und vor allem: Wir sind nicht unser Gehirn. Wir sind Personen, die lachen, trauern und lieben, die sich für oder gegen etwas entscheiden – das alles ist die Leistung einer Person und nicht die Leistung eines Gehirns.

SN: In welcher Weise hat die Neurowissenschaft die Psychologie negativ verändert?

Zunächst einmal: Die Neuropsychologie braucht viel Geld und es wird viel Geld in diese Forschung gesteckt, das anderswo fehlt. Ein Beispiel: Vor Jahren schon hat mir ein Kollege erzählt, er habe ein Projekt über die Neigung zu kriminellem Verhalten von Jugendlichen finanziert bekommen. Die Umsetzung: Man fährt sozusagen von Gefängnis zu Gefängnis, auf der Suche nach Jugendlichen, die sich bereit erklären, sich einer Magnetresonanztomographie zu unterziehen. Die Frage ist, ob sich dabei irgendwelche strukturellen oder funktionellen Besonderheiten im Gehirn feststellen lassen. Das Projekt war mit 20 Millionen Euro dotiert. Was,

so fragt man sich, könnte man mit diesem Geld alles machen? Etwa die konkreten Lebenswelten von devianten Jugendlichen untersuchen! Und noch etwas: Stellen Sie sich vor, man würde bei der Suche nach Besonderheiten im Gehirn jugendlicher Straftäter tatsächlich auch fündig werden. Was hätte das zur Folge? Was wäre dann mit denen, die diese Besonderheiten auch aufweisen, ohne bislang kriminell geworden zu sein?

Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite hat die Dominanz der Neuropsychologie zur Folge, dass es den Forschungsfragen oft an inhaltlicher Substanz fehlt. Man kümmert sich in der Psychologie mehr und mehr um technische Details und weniger darum, ob eine Frage, die zur Untersuchung ansteht, überhaupt sinnvoll ist. So sind die Ergebnisse oft recht kümmerlich, wie in einer Untersuchung über die Funktion von Spiegelneuronen: In einem Film stößt einem Menschen etwas zu und die Frage lautet nun, wann bin ich als Zuschauer empathischer? Wenn ich über den Menschen etwas weiß oder wenn ich über ihn nichts weiß. Verstehen Sie, diese Frage ist völlig trivial. Die Antwort kennen wir von vornherein. Selbstverständlich steigert unser Wissen über die Person unsere Anteilnahme – wie und ob die Spiegelneuronen dabei feuern oder nicht, fügt aus psychologischer Sicht kein

neues Wissen hinzu. In all diesen Entwicklungen spiegeln sich letztlich gesellschaftliche Wertungen wider. Naturwissenschaftliche Forschungsstrategien zählen mehr als geisteswissenschaftliche. Aber machen wir uns klar, was die Geisteswissenschaften untersuchen: Sie untersuchen Sinn- und Bedeutungszusammenhänge. Wir können sagen, dass das, was unser menschliches Zusammenleben und damit unser individuelles Handeln regelt, sinn- und bedeutungsstrukturiert ist. Eben das aber ist mit naturwissenschaftlichen Methoden nicht zu erfassen.

SN: Sie sprechen in Ihrem Buch davon, dass die Reduktion des Psychischen auf Hirnvorgänge eine Eliminierung der Freiheit des Menschen bedeutet...

Wenn man davon ausgeht, dass alles, was wir erleben – wie Freude Trauer oder Liebe – bloß als belangloses Nebenprodukt der Gehirntätigkeit zu betrachten ist, dann nimmt man es nicht ernst. So ist das auch mit der Willensfreiheit. Es handelt sich um eine Kulturleistung: Wir sind frei in unseren Handlungen und Entscheidungen, weil wir uns diese Freiheit im Alltag wechselseitig unterstellen. Diese wechselseitige Zuschreibung regelt unser individuelles Handeln – und nicht ein so oder so gearteter Hirn-

vorgang. Wer die Willensfreiheit im Hirn sucht, braucht sich nicht wundern, wenn er sie dort nicht findet. Sie ist dort nicht zu finden. Daraus aber zu schließen, dass es sie nicht gibt, ist Unsinn.

Zur Person Gerhard Benetka



Er lehrt und forscht als Professor der Psychologie an der Sigmund-Freud-Privatuniversität. **Das**

Buch von Hans Werbik und Gerhard Benetka, „Kritik der Neuropsychologie. Eine Streitschrift“, ist in der Reihe „Diskurse der Psychologie“, Psychosozial-Verlag 2016, erschienen. Gerhard Benetka hat zudem über Giselher Guttman, den Viktor Frankl als „Meister der Synthese von Experimenteller Psychologie und ganzheitlichem Menschenbild“ bezeichnet, geschrieben: „Ich werde Naturforscher – Giselher Guttman im Gespräch mit Gerhard Benetka über sich und die akademische Psychologie in Österreich 1955 bis heute.“ Facultas-Verlag 2016.

Kein Flug in den Süden: Viele Störche bleiben in Europa

EDEN. Eigentlich ist der Weißstorch ein Langstreckenzugvogel, der in Afrika und Asien überwintert. Doch immer mehr Störche verzichten auf den kräftezehrenden Flug in den Süden und versuchen, den Winter hier zu überstehen. Mehr als 250 Vögel seien heuer in Bayern erfasst worden, sagen die Fachleute vom Landesbund für Vogelschutz (LBV). Ähnliches wird auch aus Österreich berichtet. Hier auf unserem Bild ist ein einsamer Storch im Schnee

im salzburgischen Lofer zu sehen. Auch aus Niederösterreich melden Vogelschützer überwinterte Storchpaare.

Die aktuelle Futtersituation ist offenbar ausschlaggebend, ob die Zugvögel bleiben oder nicht. Die meisten Störche fliegen nach wie vor in den Süden. Manche aber nur bis nach Spanien, das sind rund 6000 Kilometer, die sie zurücklegen müssen. Bis nach Afrika wären es mindestens 10.000.

SN, dpa



Storch in Lofer.

BILD: SN/SCHWEINÖSTER

NASA schickt Minisatelliten ins All, um Stürme zu beobachten

WASHINGTON. Die US-Raumfahrtbehörde NASA hat eine Flotte von acht Minisatelliten zur Beobachtung tropischer Stürme ins All geschickt. Die Satelliten wiegen nur 30 Kilogramm und entfalten sich auf die Größe eines Schwans. Mit der Miniflotte will die NASA die Vorhersage gefährlicher tropischer Stürme verbessern. Auch über den Verlauf und die Intensität von Hurrikans soll die „Cyclone Global Na-

avigation Satellite System“ (CYGNSS) genannte Mission detaillierter Auskunft geben als bisher möglich – unter anderem, indem die Satelliten ins Auge des Sturms und durch seine massiven Regenwände hindurchblicken. Hurrikans nennt man die vom nördlichen Atlantik kommenden Wirbelstürme in Nord- und Mittelamerika und in der Karibik. Ihre Kinderstube liegt vor der afrikanischen Küste, in der Nähe der Kapverdischen Inseln. SN, dpa